



Ich war auf einer Insel in der Nordsee

Unsere Autorin wurde als Kind zur Kur nach Norderney geschickt. Sie kann sich an fast nichts aus dieser Zeit erinnern. Was ist damals mit ihr passiert? Stationen einer Suche

Von Hella Kemper, ZEIT Wissen Magazin, 30. August 2024

Als ich fünf Jahre alt war, schickte der Kinderarzt mich mit drei Gummibärchen zurück ins Wartezimmer. Dr. Zelenka hatte meine Lunge abgehört, meinen Rücken abgeklopft und in den Hals geschaut. Dann gab er meinem Vater den Rat, mich in ein Kinderkrankenhaus an der Nordsee zu schicken. Die Luft am Meeressaum werde mich heilen. Er verordnete eine Klimatherapie gegen mein Asthma.

Ich wurde eins von zwölf Millionen Verschickungskindern und kam ins Seehospiz Kaiserin Friedrich auf Norderney. Wir zwölf Millionen reisten ohne Eltern mit der Deutschen Bundesbahn an die See, ins Gebirge oder aufs Land und blieben wochen- und sogar monatelang uns selbst überlassen.

Statistisch gesehen traf es in der jungen Bundesrepublik ein chronisch krankes, schwächliches oder schlecht ernährtes Kind aus jedem zweiten Haushalt. Die Hoffnung der Krankenkassen und Rentenversicherer, die das Kursystem finanzierten: gesunde Arbeitnehmer. Fast 2.000 Erholungsheime zwischen Borkum und Berchtesgaden nahmen bis in die Neunzigerjahre unbegleitete Kinder auf. Die Jüngsten konnten nicht einmal laufen, die Großen standen kurz vor der Pubertät.

Die Kinderverschickung ist eins der letzten Tabuthemen der Bundesrepublik. Erst seit 2019, als Anja Röhl das Buch *Das Elend der Verschickungskinder* veröffentlichte, offenbarten immer mehr Betroffene, was ihnen tatsächlich widerfahren ist im Kurheim, wo sie gesund und kräftig werden sollten. »Ich war in eine Hölle geraten«, schreibt der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard in dem autobiografischen Bericht *Ein Kind* über seine Heimeinweisung. »Ich hatte nur zwei Wünsche: die süße Suppe zum Frühstück essen zu dürfen und bald wieder bei meinem Großvater zu sein.«

Ich erinnere mich an keine Wünsche, an keine Hölle, an keine süße Suppe. Die zwölf Wochen im Seehospiz auf Norderney sind aus meinem Gedächtnis gelöscht. Als gäbe es sie nicht. Ein gelber Aktenordner und zwei Fotos beweisen aber ihre Existenz.



In meiner Wohnung hängen zwei kleine Ölgemälde, gemalt von dem Norderneyer Erwin Hartenberger. Beide Bilder zeigen den Durchlass einer Dünenkette, der den Blick auf gischtgekrönte Wellen öffnet. Ich kenne diesen Weg. Ich kenne das Gefühl, durch die Dünen zu gehen und von dem Moment überrascht zu werden, wenn die Sandberge den Blick auf den Horizont freigeben, wo die Sehnsucht ihren Anker werfen kann. Meine Sehnsucht macht mit mir, was sie will. Sie macht mich zu Tode betrübt und himmelhochjauchzend. Das Fernweh zieht mich fort, das Heimweh wieder nach Hause. Im Abschiednehmen war ich nie gut.

Sylt an einem warmen Juniabend: Zusammen mit dem Küstenforscher Karsten Reise lese ich im Keitumer Museum aus unserem Buch über den Strand als Landschaft – meine Asthma-Kur auf Norderney kommt auch vor. Nach der Lesung spricht mich ein älterer Mann an. Sein Gesicht ist sonnengebräunt. »Ich war Assistenzarzt im Seehospiz«, sagt er, »bin aber schnell wieder weg, weil die Umstände zu schlimm waren.« Ist dieser Mann Zeuge meiner zwölf Wochen auf Norderney? Weiß er, was ich erlebt habe und nicht erinnere? Ich dürfe ihn besuchen, sagt er, in einem Dorf im Osten Hamburgs.

Vorher rufe ich meine Mutter an. Sie müsste doch wissen, was mir geschehen ist. Seit dem Tod meines Vaters lebt sie im Altenheim. Sie ist 94 und geht mit Rollator, aber ihr Geist ist hellwach. »Das ist doch viel zu lange her«, sagt sie am Telefon, als ich nach Norderney frage, »das weiß ich alles nicht mehr.« Meine Mutter ist Jahrgang 1930. Sie hat überlebt, weil sie vergessen kann: die Bomben, die vom Himmel fielen, die Bunkernächte, die Flucht aus Berlin, den toten Bruder an der Front. »Wenn du krank warst, habe ich dich im Gitterbettchen in die Küche geschoben, damit ich dich beobachten konnte.«

Was genau hatte ich denn?

»Lungenentzündung, asthmatoide Bronchitis, du warst oft krank.«

Wann fing es an?

»Mit zwei. Als Volker auf die Welt kam.«

Volker, mein Bruder. Zwei Jahre später kam noch ein Junge, er kränkelte im ersten Lebensjahr.

Zwei kranke Kinder: Wie hast du das geschafft?

»Das war schon viel, aber es ist ja gut gegangen.«

Ich sehe mich im Bett liegen. Drei oder vier Jahre alt, das Fenster ist halb geöffnet, durch die weiße Gardine dringen die Stimmen der Kinder unserer kleinen Straße. Ich liege oft. Und lange. »Einmal hast du ein Stück aus dem Bettbezug



geschnitten«, sagt meine Mutter, »ich habe es nie gefunden. Vielleicht hast du es aufgegessen. Du hast auch Federkiele aus dem Kopfkissen gezogen.«

Es wurden viele Federkiele: Acht Monate müssen meine Eltern auf meine »Einberufung« warten. So nannte sich die Heimaufnahme – als würde ich in einen Krieg ziehen. Kurz vor der Abreise schickt Pastor Flake vom Seehospiz ein Schreiben an meine Eltern: »Im Merkblatt können Sie nachlesen, daß das Besuchen der Kinder nicht erwünscht ist. Das ist hart für sie, aber unumgänglich. Für Sie mag ein Besuch vielleicht eine Beruhigung bedeuten. Denken Sie aber bitte daran, daß er bei Ihrem Kind eine Welle von Heimweh auslösen kann, und denken Sie an die anderen Kinder, deren Eltern nicht kommen können.« Mein Vater hat dieses Schreiben aufgehoben. Er war ein gründlicher Abhefter. Ich finde es wie die beiden Fotos in dem gelben Ordner, auch Bilder, die ich auf Norderney gemalt habe, kleine Faltarbeiten, Briefe. Spuren von zwölf Wochen, die in

meiner Erinnerung fehlen.

Mama, hatte ich Heimweh?

»Nein, davon weiß ich nichts.«

Mama, wie war das im Krieg – bist du wie andere Kinder von Berlin aufs Land verschickt worden?

»Ich bin mit meinem Bruder und meiner Mutter nach Heukewalde in Thüringen geflüchtet, auf einen Bauernhof. Aber wir sind immer zusammengeblieben. Meine Eltern wollten nicht, dass wir getrennt werden.«

Was ich noch weiß: meinen ersten Abend im Seehospiz. Der Schlafsaal in Haus 4, wir Kinder liegen in weißen Gitterbetten. Es gibt keines, das nicht weint. Ich denke an meinen Vater, er hat mich in unserem beigen VW Variant nach Norderney gefahren. Vielleicht spreche ich es aus, vielleicht sage ich es nur leise vor mich hin: »Ich brauche kein Heimweh zu haben. Mein Papa ist noch eine Nacht auf der Insel. Er schläft in der Pension.« Hätte ich in dieser Augustnacht 1972 nur über Dünen und Strand hinweg den Horizont sehen können. Aber in meiner Erinnerung hat unser Schlafsaal keine Fenster.

Heute lebe ich an einem Strand und sehe aus dem Fenster einen großen Fluss, kurz bevor er in die Nordsee mündet. Ich rufe Ilona Yim an. Auch sie lebt in der Nähe von einem Strand, an einem großen Meer, dem Pazifik. Yim ist Psychologie-Professorin an der University of California in Irvine, USA. Sie ist auch eins der zwölf Millionen Kurkinder. Im Verein Aufarbeitung und Erforschung Verschickungskinder betreut sie die wissenschaftliche Arbeit der Initiative. Yim wurde 1979 als Achtjährige für fünf Wochen nach Sankt Peter-Ording verschickt. Das Haus Seeschloß wurde von einem ehemaligen Offizier der Waffen-SS geleitet, erzählt sie. »Es gab wie in vielen Heimen



Essenszwang, Briefzensur, Telefon- und Besuchsverbot, Gewaltmärsche, stundenlanges Stillliegen am Tag, eiskalte Gruppenduschen und extreme Strafen, wenn die rigiden Regeln nicht eingehalten wurden.«

Habe ich so etwas auch erlebt? Ich frage meine Schwester, sie ist 20 Monate älter als ich, wir hatten ein gemeinsames Kinderzimmer und haben uns abends, wenn wir zu Bett gegangen waren, unsere Geheimnisse anvertraut. »Du hast von Tests und Untersuchungen erzählt, die gemacht wurden. Ich hatte das Gefühl, dass du einiges durchstehen musstest. Aber noch lange nach deiner Rückkehr haben Mama und Papa betont, dass Norderney die letzte Rettung war.«

In zwei Studien untersucht Ilona Yim die Folgen von Verschickung. Ihre Daten zeigen: Verschickungskinder werden im Durchschnitt dreimal so häufig geschieden wie Kinder, die nicht verschickt wurden. Sie leben doppelt so häufig mit einem Partner zusammen, mit dem sie nicht verheiratet sind. »Sie haben Schwierigkeiten, enge Partnerbeziehungen erfolgreich zu gestalten«, sagt Yim.

Ich war nie verheiratet und bin mit dem Vater meiner Tochter nicht mehr zusammen.

»Die Studien zeigen, dass Menschen mit Verschickungserfahrung weniger gut mit Stress umgehen können«, sagt Yim. »Sie empfinden weniger Nähe zu ihren Eltern als die Probanden der Vergleichsgruppe ohne Verschickungserfahrung.« Besonders auffällig: Haben 10 bis 15 Prozent der Deutschen depressive Symptome, hat sie unter den Verschickungskindern jedes zweite.

Ich lag vor 17 Jahren zum ersten Mal auf der Couch einer Therapeutin.

Ich frage Ilona Yim, warum es ein Bedürfnis nach Erinnerung gibt. Ich könnte die zwölf Wochen doch im Dunkeln lassen. »Wird die Erinnerung geblockt – ein Schutzmechanismus des Gehirns –, kann man sich später mit dem Erlebten nicht auseinandersetzen«, sagt Yim. »Das aber ist die Voraussetzung für eine Bewältigung.«

Ich sehe mich auf einer Holzbank sitzen. Dunkles Holz vertäfelt die Wände. Der Speisesaal war wie ein L geformt. Einmal haben wir *Taler, Taler, du musst wandern* gespielt. Ich mochte das Lied, das wir dazu gesungen haben, und ich mochte, wie die Hände der anderen über meine strichen. Auch an das Spiel *Der Plumpsack geht rum* meine ich mich zu erinnern.

»Solche Erlebnisse werden nicht einfach im Gehirn abgelegt«, erklärt die Neurophysiologin Marie Luise Schreiter vom Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik in Tübingen. »Das Gehirn kreierte immer wieder neue Erinnerungen. Dabei werden nicht nur Ereignisse abgerufen, sondern auch Emotionen.« Bin ich traurig, kommen mir eher traurige Erlebnisse in den Kopf als positive. »Wir erinnern uns also



leichter an Momente, die in Kohärenz stehen mit dem emotionalen Zustand, in dem wir uns gerade befinden«, sagt Schreiter.

Am 11. November 1972 – dem Tag meiner Heimkehr – fällt ein Schneesturm über Nordrhein-Westfalen her, und nach zwölf Wochen Unterbrechung lässt mein Gehirn wieder Erinnerungen zu, sie gleichen einem Traum: Ich komme nach Hause in ein dunkles Wohnzimmer.

Alles ist schwarz. Ich sehe kein Gesicht. Ich sehe nicht meine Mutter, nicht meine Schwester, nicht meine Brüder. Der neue Farbfernseher flackert, er ist das einzige Licht. »Den hatten Mama und Papa für die Übertragung der Olympischen Spiele in München angeschafft«, erzählt meine Schwester. Sie ging schon zur Schule und erinnert sich noch genau an meine Rückkehr. »Fröhliche Umarmungen zur Begrüßung gab es nicht. Es war still – eine kühle Atmosphäre. Es standen Figuren herum, keine lebendigen Menschen. Du warst mir fremd geworden. Du warst wie ein Gast. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, dass du über dich hinausgewachsen warst. Du kamst mir so überlegen vor. Du warst nicht mehr die kleine Schwester.«

Mama, Erinnerst du dich noch an meine Rückkehr von Norderney? »Nein, aber du hattest dich nicht verändert. Du warst genauso lieb wie vorher.«

Was war mit mir geschehen? Ich treffe die Traumaforscherin Silke Birgitta Gahleitner von der Alice Salomon Hochschule in Berlin. Sie sagt: »Wenn Kinder von starken Gefühlen überflutet werden und keine Bindungsperson hilft, diese Gefühle zu bewältigen, können tiefe Beziehungsenttäuschungen entstehen.« Und was macht das Kind mit schmerzhaften Erfahrungen? »Entweder speichert das Kind sie besonders stark ab, und sie kommen ständig wieder, oder aber es schottet sie ab. Es vergisst dann möglicherweise, was den Schmerz ausgelöst hat, und vielleicht den Schmerz selbst. Aber er bleibt wirksam, bis es das Geschehen verstehen kann«, so Gahleitner. Das Kind brauche dafür einen anderen Menschen. Später als Erwachsener tue es gut, wenn man hört, dass anderen Ähnliches passiert ist. »Der Austausch erzeugt das Gefühl: Ich werde verstanden. Und vor allem: Ich bin nicht schuld am Erlebten.«

Ich suche Kontakt zu anderen Verschickungskindern. Manche tun sich in dezentralen »Heimort«-Gruppen zusammen. Birgit Lehne vernetzt die Seehospizler. Sie wurde als Kind dreimal nach Norderney verschickt.

»Seit ich mich mit der Verschickung beschäftige, verstehe ich mich selbst viel besser«, sagt sie, »und als ich andere Berichte gelesen habe, kamen auch meine Erinnerungen zurück.«

Erinnerst du die Holzvertäfelung im Speisesaal?

»Ja, dunkelbraun und halbhoch.«



Wir haben *Taler, Taler, du musst wandern* gespielt.

»Und den *Plumpsack*, wenn es regnete. Ich erinnere eine Puppenecke. Aber ich weiß nicht, wo sie war. Die Puppenecke habe ich genutzt, um Pipi zu machen, wenn ich nicht zur Toilette durfte. Es gab ja feste Klozeiten, und wenn ich dringend musste, habe ich mich auf die Kissen in der Puppenecke gesetzt und laufen lassen.«

Ich erinnere mich an keine Puppenecke und auch nicht daran, dass ich nicht aufs Klo durfte. Wer wissen müsste, wie es tatsächlich im Seehospiz war, ist Rudolf Wehnert, der ehemalige Assistenzarzt, der mich nach der Sylter Lesung angesprochen hat. Er war damals 30. Er ist mein Kronzeuge. Ich fahre nach Wohltorf, wo er und seine Frau wohnen. Kaum haben wir am Kaffeetisch Platz genommen, sprudelt es aus ihm heraus, als habe er auf die Gelegenheit gewartet, sich offenbaren können.

»Der langjährige Chefarzt vom Seehospiz, Professor Wolfgang Menger, hat mich 1972 nach Norderney gelockt. Er hat von großen Erfolgen in der Asthma-Behandlung gesprochen. Es war der Strohhalm, nach dem wir gegriffen haben.«

Wir?

»Unsere Tochter litt unter Asthma und Neurodermitis. Sie hatte schwere Luftnotanfälle. Selbst als angehender Kinderarzt war ich dem gegenüber medizinisch hilflos. Es gab kaum Medikamente. Wir Mediziner standen bei Asthma vor einem unlösbaren Problem, und der Leidensdruck der Betroffenen war extrem groß.«

Hat die Nordseeluft Ihrer Tochter geholfen?

»Sie blühte auf. Aber im Winter ging es mit Infekten und Atemnot wieder los. Wir suchten Rat bei der Oberärztin Beatrix Fehlig. Aber sie hielt ultraorthodox an der Klimatherapie fest. Das reicht nicht bei einem Kind, das nach Luft ringt. Dagegen habe ich rebelliert – und wurde gekündigt.«

Sie waren Stationsarzt bei den Säuglingen. Wie wurden diese therapiert?

»Sie wurden im Bollerwagen stundenlang durchs Dorf gefahren. Im nächsten Schritt ging es auf die Promenade. Dann an den Strand und an die Flutkante. «

Was wirkte vor allem?

»Der Kältereiz.«

Ich bin begeisterte Winterschwimmerin.

»So gesehen sind Sie eine gute Patientin im Sinne von Professor Menger. Sie haben das alles verinnerlicht. Klimatherapie ist nicht verkehrt, aber sie wurde ideologisiert.



Wir hatten die Vorgabe, dass in den Abschlussberichten rauskommen musste, dass 70 Prozent der Kinder geheilt worden waren.«

Was haben Sie aus anderen Häusern mitgekriegt?

»Ich habe wohl davon gehört, dass bei den Größeren und Älteren komische Verhaltensweisen gefordert wurden. Sie mussten so lange am Tisch bleiben, bis der Teller leer gegessen war. Und wenn etwas schief lief beim Essen, wurden sie in ein Verlies unter die Treppe geschickt. Aber ich habe es nie selbst gesehen.«

Wurde auch ich in das Verlies unter der Treppe gesteckt? Ich reise nach Norderney und treffe Renate Kätsch. Sie begann 1971 im Seehospiz ihre Ausbildung zur Kinderkrankenschwester und steht heute dem Mutterhaus der Diakonissen in Bad Harzburg als Oberin vor. Sie ist 73 und macht gerade Ferien im Schwesternhaus der heutigen Seeklinik. Seit ein paar Jahren nimmt die Klinik nur noch begleitete Kinder bis zwölf Jahre auf. Der jetzige Chefarzt Florian Knöpfel weicht mir während meines Besuchs nicht von der Seite. Der Geschäftsführer bricht die E-Mail-Korrespondenz ab, als ich auch ihn treffen möchte.

Frau Kätsch, Verschickungskinder erzählen, dass sie im Winter barfuß laufen mussten. Ich auch?

Kätsch: »Nein, nur die Größeren wurden abgehärtet. Erst gingen sie mit den Füßen ins Wasser, dann bis zum Knie, zum Bauch und dann einmal untertauchen. Das war das Höchste.«

Herr Knöpfel, wird das heute noch gemacht?

Knöpfel: »Ja, aber nicht als feste Therapie. Die Eltern können das für ihre Kinder entscheiden.«

Warum wurde es abgeschafft?

Knöpfel: »Ich finde es nicht gut, ein zehnjähriges Kind zu zwingen, im Oktober ins Meer zu gehen.«

Kätsch: »Dass jemand gezwungen wurde, daran kann ich mich nicht erinnern.«

Mein Vater wollte mich besuchen. Er durfte nicht.

Kätsch: »Die Mitarbeiter haben ja auch darunter gelitten, dass die Kinder ohne Eltern kamen. Wenn die Kinder nach drei Monaten wieder nach Hause gingen, hingen sie sehr an den Mitarbeitern und erkannten ihre Mütter nicht mehr. Das war schrecklich, auch für uns. Da haben auch viele von den Mitarbeitern geweint, wenn man die Kinder wieder abgeben musste.«



Frau Kätsch, viele Kinder aus dem Seehospiz erinnern sich vor allem an schlimme Erlebnisse.

»Ich kann viele Erinnerungen nicht nachvollziehen. Oft sind es sehr diffuse Erinnerungen.«

Dass Erbrochenes aufgegessen werden musste?

»Das war ein Fehlverhalten der Pflegekräfte.«

Aber stimmt es?

»Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass Schwestern weggeschickt wurden, bei denen entdeckt wurde, dass sie das gemacht haben.«

Haben Sie Kinder zwangsgefüttert?

»Nein, das kenne ich nicht.«

Haben Sie es getan?

»Nee, das habe ich nicht getan.«

Die Aufnahme des Gesprächs mit der Oberin und dem Chefarzt ist 3 Stunden und 9 Minuten und 8 Sekunden lang. Ich gehe vom Seehospiz zum nahen Kiefernwäldchen in den Dünen.

Ich bin müde. Furchtbar müde.

Als hätte das Gespräch zwölf Wochen gedauert.

Meine letzte Hoffnung, die Leerstelle in meinem Leben mit Fakten füllen zu können, sind die Historiker an der Humboldt-Universität in Berlin. Helge Jonas Pösche gehört zum Team um den Historiker Alexander Nützenadel, das mit der bislang größten Studie zur Kinderverschickung beauftragt wurde. Ich treffe Helge Pösche, er möchte noch keine Ergebnisse nennen, die Studie wird erst im Herbst fertiggestellt sein. – Aber was können Sie zu diesem Zeitpunkt über das Seehospiz sagen?

»Die Geschäftsführung der Einrichtung hat den eigenen Aktenbestand 2011 vernichten lassen. Da würde ich keine böse Absicht unterstellen, das Seehospiz stand damals nicht im Fadenkreuz der Kritik. Aber es gab zeitgenössische Kritik Anfang der Siebzigerjahre.«

Die in einer Quellendokumentation der Diakonie Niedersachsen 2021 belegt wird. Was genau wurde darin dem Seehospiz vorgeworfen?

»Dass Kinder schlecht behandelt wurden. Es gibt Beschwerdebriefe von Eltern. Kritisiert wurden Essenszwang, Briefzensur, Kontaktverbot, aber auch Schläge. Es



finden sich Hinweise, dass es Strafen gab, wenn Kinder nachts ins Bett machten. Insgesamt galt das Seehospiz aber durch sein großes medizinisches Renommee als angesehene Vorzeigeeinrichtung.«

Trauen Sie den Erinnerungen der Kurkinder?

»Die einzelne Erinnerung ist selektiv, aber ich sehe keinen Grund, an den beschriebenen Praktiken zu zweifeln, wenn sie sich in großer Zahl in den Erinnerungen der Zeitzeugen finden, zumal sich auf viele Aspekte, an die sich ehemalige Kurkinder erinnern, auch Hinweise in den Akten finden lassen.«

Negative Erinnerungen kommen gehäuft vor.

»Das heißt aber nicht, dass alle oder auch nur die Mehrheit der Kinder eine schlimme Zeit hatten. Aber im Vergleich der Betroffenenberichte bleibt beim Seehospiz ein bedrückender Eindruck.«

Als besonders schlimm wird das rigorose Kontakt- und Besuchsverbot beschrieben.

»Ja, man dachte, Heimweh geht nach ein paar Tagen vorbei. Kein Kontakt, kein Heimweh. Wenn die kleinen Kinder ihre Eltern am Ende nicht mehr erkannten, fand man das nicht problematisch.«

Als Pösche von Heimweh spricht, sehe ich mich in einem weißen Raum. Ein Labor. Alles ist weiß. Ich bin allein. Ein weißer Kittel steht vor mir. In dem Kittel steckt kein Körper. Ich muss meinen Unterarm auf einen weißen Tisch legen, der Kittel ritzt kleine Schnitte in meinen Unterarm. Es tut weh. Alles bleibt weiß.

Ist das eine Erinnerung? »Vielleicht keine Erinnerung, eher ein Traum«, sagt meine Therapeutin, die ich nach langer Zeit wieder aufsuche. Mir fällt ein anderer weißer Raum ein. Er befindet sich unter einer Dachschräge. Ich liege in einem Bett und bin mit einem weißen Tuch zugedeckt. Ich bin allein. »Weiße Träume können als Bindungsverlust gedeutet werden«, sagt meine Therapeutin. »Da ist niemand mehr, an den das Kind sich binden könnte. Die Welt ist leer.«

Ich zeige ihr Bilder, die ich im Seehospiz gemalt habe, Häuser, leere Häuser. »Hinter den Fenstern ist niemand zu sehen«, sagt meine Therapeutin, niemand, der auf mich wartet, denke ich. Ich zeige ihr die Fotos aus dem Ordner: wir Kinder aus Haus 4. Auf dem einen Bild stehe in der hinteren Reihe neben einem Mädchen, das etwa so alt ist wie ich. Sie neigt ihren Kopf zu mir.

Das Foto zeige ich Stefanie Marburg, sie war mit zehn im Seehospiz. »Ihr seht so munter aus«, sagt sie, »ich erinnere mich eher an eine dumpfe Atmosphäre. Aber der



Zusammenhalt unter uns Kindern war gut. Ein Mädchen aus Köln mochte ich besonders gern.«

Habt ihr euch angefreundet?

»Ein bisschen schon, sie war wie eine größere, fürsorgliche Schwester, und die Leidensgemeinschaft hat uns zusammengeschweißt. Schlimm war das Gefühl, dass mir keiner glaubt. Irgendwann beginnt man seine eigene Erinnerung in Zweifel zu ziehen.« Stefanie und ich reden anderthalb Stunden zusammen. Dann machen wir ein Selfie. Zwei Frauen, die ihre Köpfe zusammenstecken. Zwei ehemalige Verschickungskinder.

Am nächsten Tag schickt Stefanie eine Sprachnachricht: Sie sagt, dass sich für sie mit unserem Treffen ein Kreis geschlossen habe. Weil sie einen Menschen getroffen habe, der auch im Seehospiz war.

Ich habe mit zwölf Menschen lange geredet, ich war auf Norderney. Ich habe nichts über das herausgefunden, was mir geschehen ist. Aber stehe nicht mit leeren Händen da. Ich habe ein Gefühl gefunden.

Ich gucke das Selfie an und dann das Foto mit uns Kindern von Haus 4. Das Mädchen neben mir und ich: Ich werde ihren Namen nie erfahren. Wir tragen beide rote Kleider, meins hat weiße Herzknöpfe, ihr Kleid hat weiße runde. Ich fotografiere das Bild und ziehe es auf dem Display groß: zwei Mädchen in roten Kleidern, die ihre Köpfe zusammenstecken. Dann entdecke ich es. Ihre Hand liegt auf meiner Schulter, meine auf ihrer.

Wir halten uns.